

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 13 (1923)
Heft: 50

Buchbesprechung: Neue Schweizer Bücher

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 15.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Wo si di underi Schtadt ver-
lah hei, nimmt Chrifchte=obe=n-am
Mürschtalde si Muugge, en ächti
Knüttlinger, die=n-er hüt im Zyt-
gloggelädeli bim Cigarre-Murer foust
het, vüre u fat a schpieler: „Sa-n-i
mis Schägeli scho lang nit meh
gseh“ und „Im Aergöi si zwöi
Liebi“, darf natürlich o nit fähle,
so daß Bäbi fei im Glüd schwümmt.

Es geit untereinisch es sur's
Lüftli; Bäbi fat es a z'schudere, rüdt
geng nädher zu Chrifchte zue u chü-
schelet ihm jiz i d's Ohr: „Gäu
Chrifchte, mir hei hüt gwünnt e feine
Tag verläßt, aber es gfaunt mer haut
doch niene besser, aus da bi dir;
i wett ömu um viu nit tuusche mit
e re Vorschtellung vom Agoscht, u
we=n-er no grad einisch so schön zou-
bere chönnt!“

Das wohl, das hett's du
Chrifchte chönne. „Mebe grad e so,
Bäbi, ganz hverschtange!“ är nimmt's
du a=n-es Aerseli u git ihm es tolls
Müntsch, daß bigosch d'r Schümu
a fat d'Ohre schpieler.

Es bligt eis Schtärnli nach em
andere=n-uf am Himmelsdom u di
Beide vernähme blos no das melo-
dische Ruusche vo d'r Schweli u d'r
wyt Märktärm us d'r Houptstchtadt.

* * *

No öppis vom Ziebelemerit.

No bis zur gägewärtige Zyt wird d'r Ziebelemerit,
dä gluchzittig mit em Chahelimärit i d'r Herbstmäz jäme-
fallt, zu Ehre vo däm glunde, unetbehrleche Gwächs, ganz
schpeziell vo d'r schtadtbarische Bevölkerung höch gfhret.

Scho sit alte Zyte mues d'r Ziebelemerit i hiesiger
Schtadt e wichtigi Rolle gschpielt ha, vo wäge er wird
scho vom Jahr 1500 ewägg urkundlich erwänt. Dazumal
het aber d'r Merit no nit so gwaltigi Dimäseone=n-agnoh,
wie hütutags; es isch nachgewiese, daß vor e paar hundert
Zohre vom Zytglogge bis z'oberst a d'Mehgergag si
Ziebele feil bote worde, dahär no jiz d'r Name „Ziebelegerst“.

D'r Ziebelemerit duiret bekanntlech nume=n-ei Tag o
zwar am letschte Mändig vom Wintermonet, als am Er-
öffnungstag vo d'r Herbstmäz, wo vom Morge bis i
schpäte=n-Ab=n-e läbbhafte Handel tribe wird mit Ziebele,
Chnoblech, rot Rättech, Meerrättech, Sellerie, Louch, rot
Rüebli, Arterfäsi, Röselichösti, Aerbis, Böhnl, u Ruß u Cheschtele.

Wär nid z'Bärn ufgewachse=n-isch u di schtettische Ver-
hältnis nid kennt, tuet d'Duge nid übel uf, we=n-er d's
erscht Mal so ne Ziebelemerit gseht. So öppis cha me halt
nume z'Bärn gseh, settigi Hüüfe u Bärge vo Ziebele, di
scho sit alte Zyte a däm Tag vo z'oberst d'r Schpittel-
gag bis wyt i di underi Schtadt abe und i de letschte Jahre
no i d'r undere Schtadt und uf em Weisehusplatz feil
bote wärde. (Ende.)

Neue Schweizer Bücher.

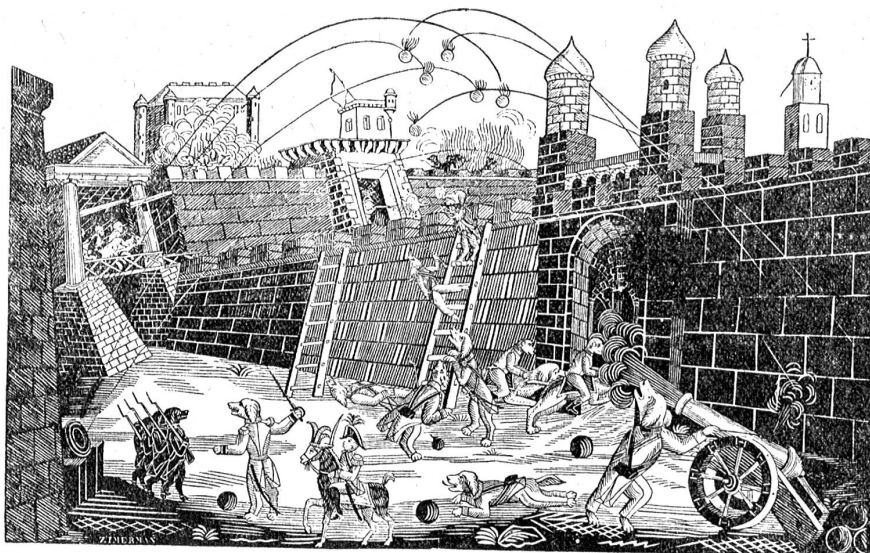
V.

Alfred Fankhauser, Vorfrühling. Roman. —
Gretlein & Cie., Zürich-Leipzig.

Es liegt hier eine eigenümliche literarische Erscheinung
vor uns: Ein Buch voller Gegensätze. Neben Stellen von
dichterischer Kraft, wie man sie selten begegnet, liegen matte
und wirkungslose, die der Denker aber nicht der Dichter

Großes Mailänder Hunde- und Affentheater.

Waisenhausplatz in Bern. Erste Bude.



Reproduktion eines Plakates von der Berner Messe aus dem Jahr 1849.

schrieb. Neben Stellen von padender Anschaulichkeit solche
von einer ausgetüftelten Spekulation; neben Partien mit
einer fließenden, spannenden Handlung solche mit langen, mo-
notonen Selbstanalysen. Auch stofflich betrachtet hinterläßt
das Buch die widersprechendsten Eindrücke. Es nennt sich
Roman; die Einheit der acht Teile, in die das Ganze zer-
fällt, ist durch die konsequent und künstlerisch einwandfrei
durchgeführte Ichform festgehalten. Gewiß, aber die Ein-
heitsbehandlung fehlt; die acht Kapitel sind acht selbständige
Erzählungen mit eigenen in sich abgeschlossenen Handlungen;
ein epischer Zusammenhang besteht nicht unter ihnen; ein
Roman im herkömmlichen Sinne ist „Vorfrühling“ keines-
falls. Widersprechend sind die Eindrücke, die der Held des
Buches auslöst. Es ist diesmal der Knabe und Heranwuchs-
ling Peter Bucher. In seinem ersten, nunmehr vom Dichter
zurückgezogenen Roman, war Peter Buchers Lebensentwic-
klung bis zum tragischen Ausgang durchgeführt. „Vorfrüh-
ling“ will das Werden eines Charakters in den der Reife
vorangehenden Entwicklungsjahren schildern. Das heißt, ein
Werden ist just nicht geschildert: Peter Bucher bleibt sich
durch das ganze Buch hindurch der gleiche leidenschaftliche,
verträumte, unstete, ichgequälte Junge, der anscheinend trotz
seiner hohen geistigen Befähigung kein Ziel in sich trägt. Es
genügt dem Dichter, diesen Bubencharakter in seiner starren
Anfänglichkeit zu zeichnen und die Konflikte und
Glückselemente anzudeuten, die sich für diesen Charakter aus
seinem Zusammentreffen mit ähnlichen oder unähnlichen Men-
schen oder mit der Natur ergeben. Es ist schade um das Buch,
daß der Ichheld diese Entwicklung zu einer höheren Wesen-
heit nicht durchmacht. Es bleibt dadurch die Kunst des Dich-
ters im Können stecken; und dieses Können ist ichgebunden
und ichsüchtig und wirkt darum nicht erhebend und befreiend.
Das ist negative und unfruchtbare Kunst.

Schade um das eminente Können Alfred Fankhausers!
Da beschreibt er ein Bubenerlebnis mit Hummeln, das eine
geradezu großartige Darstellungskunst verrät. Wir sehen den
Peter auf der Jagd nach einer besonders interessanten, aber

seltenen Hummelart; bereits hat er daheim eine Sammlung von 36 Hummelvölkern — nach Bubenart hat er sie nächstlich samt ihrem Nest in ein Kästchen geborgen und in seinen Hummelstand eingeordnet. Mit einer wilden Jagdleidenschaft, die sich schier zur tragischen Selbstaufgabe steigert, lauert Peter auf die gelbe Königin. Hier war der Dichter auf dem Wege, eine wirkungsvolle Groteske zu schreiben. Daß er auf halbem Wege stehen blieb — er durfte ihn nicht zu Ende gehen des Rahmens wegen — beraubt seine beste Erzählung der reinen künstlerischen Wirkung. In diesem Zusammenhang ist sie zu phantastisch und grotesk; es fehlt das objektive Lächeln über die Bubenleidenschaft, es fehlt der künstlerische Schluß, der irgendwie das Hummelerlebnis hätte für den Charakter des Knaben fruchtbar machen sollen. Es fehlt auch den andern hier dargestellten Knabenerlebnissen die erlösende oder die Romanhandlung vertiefende Abrundung, während andererseits die Höhenpunkte bis ins Groteske gesteigert sind: so in „Sebulon“, der Erzählung vom riesenstarken, haßverbissenen Verdingbuben, so in „Die beiden Fremden“, wo der Geißelhieb unglaublich und der Schluß schwach wirken.

Alfred Fankhauser gehört unstreitig zu den geistvollsten und intelligentesten der heutigen schweizerischen Schriftsteller. Aber er scheint nicht die Kraft zu besitzen, sich von einer Subjektivität zu befreien, die ihn immer und immer wieder die Ziele der reinen hohen Kunst aus den Augen verlieren läßt, nämlich: Ideale zu pflanzen, innere Schönheiten aufzuzeigen und erstrebenswert zu machen.

Josef Reinhardt, 's Mueterguet. Geschichten us myner Heimet: D' Mueter, Dr Heiwäg, 's Mueterguet, 's Fluchbethli und sy Buch. — Aus der Sammlung „Stab Bücherei“, Verlag von F. Reinhardt, Basel. 135 S. Fr. 3.—.

Es kam mir kürzlich im Großratsaal, wo Josef Reinhardt aus seinem neuesten Büchlein vorlas, wieder neu zum Bewußtsein, aus welch einem reichen und tiefen Vorn der Poesie dieser Dichter schöpft. Er las die Erzählung „'s Fluchbethli“ vor, in der das Eheproblem, von einer interessanten Seite her betrachtet, zur Darstellung kommt. So modern die Fragestellung anmutet: Soll ein Mensch, der nicht die Kraft zur Treue in sich fühlt, die Ehe schließen? — so apodiktisch streng, der Forderung des Sittengeiezes entsprechend, lautet die Antwort: er soll es nicht tun. Die Frauen — die mütterlichen Frauen — sind die Wächter und Schützer dieses Sittengesetzes. Bei Reinhardt bekommen sie immer Recht, diese mütterlichen Frauen. Und zwar deshalb, weil sie die wahre und große Liebe in sich tragen, der sich auch der eigenwilligste Mann beugen muß. Beugen muß aus Achtung und Ueberzeugung, denn es ist diese Liebe das einzige Band, das unsere zerrissene und zersahrene Welt noch zusammen hält.

Das Urbild dieser Liebe, wie sie Josef Reinhardt in den Mittelpunkt seiner Dichtervelt stellt, ist die Mutter — die eigene Mutter. Hat je ein Dichter seine Mutter so hoch gehalten, so bis ins kleinste hinein gekannt, so lebendig in der Seele getragen? Wir wüßten kein Beispiel in der Literatur. Reinhardt wird nicht müde, ihr Lob zu singen; in allen seinen vielen Kindergeschichten steht sie im Zentrum des Fühlens. Und immer ist sie die Verkörperung des Wohlmeinens, der Dankbarkeit gegen Gott, der Versöhnlichkeit — mit einem Wort: der Liebe. Und nun faßt er all das Schöne, das er seiner Mutter schon nachgerühmt hat — nie sentimental oder prahlerisch, nein, immer wahr und tiefempfunden gestaltet — zusammen in einem Lebens- und Charakterbild: D' Mueter. „Es Andänte“ bekennet er schlicht; es ist mehr: eine Apotheose voll innigster Empfindung, mit pochendem Herzen geschrieben, mit leuchtenden Porten Augen erschaut. — Wir versagen uns die Beweiszuhung und die Zitate. Für die, die Reinhardt's Tiefe und Kraft kennen, ist sie nicht von nöten. Den andern rufen wir zu: Greift zu diesem herzigen Büchlein und lernt ihn kennen! Münscht Euch das Bändchen unter den Weihnachtsbaum, es geht ein Liebessegen von ihm aus, der Euch erhebt und beglückt!

H. B.

Julie Bondelis Hofstaat*).

*) Aus „Novae Deliciae Urbis Bernae“ oder das goldene Zeitalter Berns v. Sigmund Wagner. („Neues Berner Taschenbuch“ 1916. Herg. Prof. Zeller.) Orthographie des Originals beibehalten. Man vergleiche die Besprechung des Brill'schen Vortrages im zweiten Blatt.

Den Winter brachte Julie Bondeli meistens mit kurzen Ausnahmen, die sie für Besuche bei ihren Verwandten oder Freundinnen in Neuchâtel machte, in Bern zu, wo sie von den ausgezeichnetesten ältern und jüngern Damen der ersten Cotterien gesucht, besucht und täglich eingeladen wurde. Doch gehörte sie vorzüglich zu einer engern geschlossenen Societät von ungefähr ein Duzend Damen und Herren, wo nur die gebildetsten Herren von Bern als Mitglieder aufgenommen wurden. In dieser engern Societät wurden die Abende auf die unterhaltendste und mannigfaltigste oder verschiedenartigste Weise zugebracht. Bald war es die Lectur vorzüglich der neuesten kleinen Werke Voltaires oder des Königs von Preußen oder Montesquieus und Helvetius, Crebillons oder des einen oder andern Rousseaus die einen Theil der soirée ausführte, alldieweil Musik den andern beschloß. Andere male wurden kleine Proverben oft von der Gesellschaft selbst improvisirt gespielt oder einzelne Szenen aus Molière von einigen aufgeführt, alldieweil die andern die Zuschauer machten. Nicht selten ward Musik gemacht, von einem geschickten Klavier- oder Flötenspieler aus der Gesellschaft und von den andern dazu getanzt, selbst gesellschaftliche Witzspiele oder Pfänder: selbst Baurien, Plumpst und dergleichen wurden nicht verachtet, auch Karten, Schach, Brett, Damen und andere dergleichen jugendliche Spiele waren nicht verbannt. In guter Gesellschaft bleibt alles schicklich, Güte und geistreiche Unterhaltung waren jedoch immer das Fundament und der Grundton von allem. Auch das Theater, denn damals kam von Zeit zu Zeit im Winter die sehr gute Afermannsche Schauspielergesellschaft nach Bern, gewährte dieser Societät manchen genügenden Abend. Hatte einer der Herren oder eine der Damen selbst den Versuch eines Gedichtes oder irgend einer andern schriftstellerischen Arbeit gemacht, so ward dieselbe vom Verfasser dem freundschaftlichen Kreopagus vorgelesen mit der aufrichtigsten Bitte den Versuch so streng zu beurtheilen, wie wenn ein Advokat eine Arbeit von Ferron oder Pampignac vorlesen hörte.

Alles dieses, wovon alle übrigen mehr oder minder gebildeten Cotterien immer sogleich Nachricht erhielten, und nachzuahmen trachteten, belebte und erheiterte in kurzem alle Gesellschaften der Stadt und alle bedeutenden Fremden, die durch Bern reisten, suchten Zutritt in diese Societät zu erhalten und besonders der Seele derselben vorgestellt zu werden. Diese allgemeine Verehrung der jungen bernischen Aspasia brachte ihre Gesellschaft eines Tages auf den Gedanken, ihr zu Ehren aber ganz ohne ihr Wissen die alte Sitte der galanten provenzalischen Cour d'amour in Bern wieder einzuführen. Insegeheim wurde ihr also aus den Gliedern der Societät ein Hofstaat gebildet und sie zur Königin ernannt. Einer der Herren ward zu ihrem Premier Minister, ein anderer zu ihrem Hofmarschall, ein dritter zum Staatskanzler, ein jüngerer zum Geheimschreiber und zum Introdacteur des Strangers, eine Dame zur Hofmarschallin, eine andere zur ersten Hofdame, eine zur Lectrice und so weiter ernannt und Diplome für alle diese Aemter ausgefertigt.

Als ihr eines Abends in gefeierter vollständiger Societät, von zwei eigens hiezu erwählten Deputirten, dem ältesten und jüngsten von der Gesellschaft und zwei Damen ebenso, das zierlich in goldner Schrift expedirte Instrument ihrer Erwählung zur Königin und die übrigen Diplome zu den Aemtern ihres Hofstaats zur Besiegung vorgelegt wurden; so nahm sie die Sache obgleich dazu ganz unvorbereitet auf die geistreichste und unternehmendste Art als einen freundschaftlichen und wohlbedachten Scherz, portirte sich dazu auf die gefälligste Art, befaß sogleich ihrem Kanzler jedem Amt einen schönen Titel einer herrschaftlichen Bestimmung und ein anständiges reichliches Einkommen beizusetzen und theilte dann selbst alle Diplome mit einer komischen und doch äußerst graziösen Feierlichkeit unter sämtliche ihrer Hofbeamten aus, derselben Handfuß mit den feinsten Komplimenten an jeden annehmend. Wie war aber eine Regierung sanfter und doch befolgt als die ihrige, auf eine so volkstümliche Art eingesetzt.